

Zeitschrift: FRAZ : Frauenzeitung
Band: - (1998-1999)
Heft: 2

Artikel: Ent-kolonisiere dich!
Autor: Volkart, Rita
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1053837>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ent-kolonisiere Dich!

Rita Volkart

Als Audrey Huntley vor einem halben Jahr im Zürcher Frauenzentrum ihr Buch (siehe Kasten) vorstellte, kam es mir vor, als sei sie mit ihrer Botschaft explizit für mich angereist: Ent-kolonisiere Dich! Obwohl sie einen ganzen Abend lang darüber sprach, was in Kanada mit den Ureinwohnerinnen und ihren Nachkommen als Folge der Kolonialisierung geschah, wusste und fühlte ich, dass meine afrikanische Vergangenheit genau dieselben inneren Auseinandersetzungen bewirkt hatte. Auch ich hatte die Normen und Werte der kolonialistischen Unterdrückung derart verinnerlicht, dass ich mein Verhalten in Extremsituationen noch immer als fremdgesteuert erlebe; noch immer kommt es vor, dass ich verstumme, wo ich laut, klar und stark sein will; dass ich mich äußerlich anpasse, ohne innerlich die geringste Anpassung zu empfinden.

So war ich 1997 unverhofft in eine Situation geraten, die mich atmosphärisch in meine ersten zehn Lebensjahre zurückversetzte. Meine Reaktion auf einen verbalen Angriff aus einer sich einig fühlenden Arbeitsgruppe ist wohl nicht unüblich für früh Kolonie-Traumatisierte: Ich war innert Sekunden zu einem Schwamm geworden, der sich mit Entwertung und Missachtung meiner Person vollgesogen hatte. Ich fühlte mich derart bedroht, dass ich verstumme, ohne mich für mein Anliegen weiterhin einsetzen zu können, obwohl ich mit keiner Lebenszelle einverstanden war mit den massiven Pauschalurteilen, die mir präsentiert wurden. Das wiederum versetzte mich in tiefe Scham, in Schock und Wut. – In diesem Zustand begegnete ich Audrey Huntley und ihren Ausführungen, die mir halfen, dieses Ereignis zu verstehen und etwas versöhnlicher mit mir umzugehen.

Was war geschehen? Der Ursprung meiner Geschichte liegt weit zurück: 1950 in der englischen Kolonie Süd-Rhodesien, im heutigen Zimbabwe geboren, wuchs ich in einer Kolonie auf, in welcher sich der Rassismus bis 1960 der-

art verschärft hatte, dass unsere nicht-ganz-weisse-nicht-ganz-schwarze Familie immer mehr unter den herrschenden Werten und Normen zu leiden hatte. Worin bestand aus kolonialistischer Sicht unser Vergehen? Es zeigte sich zum Beispiel darin: Meine als «coloured» bezeichnete Mutter hatte keine rassenreine, gleich weisse Herkunft vorzuweisen. Es war ihr anzusehen, dass sie etwas Dunkles mit sich herumtrug, denn ihre seidene Haut schimmerlte in einem sanften hell-braun. Am liebsten hielt sie sich im Schatten auf, um nicht wirklich braun zu werden.

Auch glaube ich, mich erinnern zu können, dass sie Angst hatte, uns Kindern einen Stein in den Weg zu legen mit ihrer Hautfarbe: Wenn sie uns von der Schule abholte, schminkte sie sich mit weissem Talkpuder, um die hellhäutigen, aus Irland oder England stammenden Mütter nicht auf uns aufmerksam zu machen. Da meine Mutter einen weissen Mann geheiratet hatte, machte ihr Versteckspiel vordergründig auch Sinn: Solange unser Familiengeheimnis nicht aufflog, konnten meine Schwester und ich die Schule für Weisse besuchen. Schwarze und gemischt-rassige Kinder besuchten die für sie vorgesehenen Schulen, wo gezielt weniger vermittelt und investiert wurde. Ausserdem war eine Mischehe gesamtgesellschaftlich ein rotes Tuch, basierte doch ein wesentlicher Teil des guten Funktionierens der Kolonie auf strenger Rassentrennung. Wer dieses Gesetz verletzte, musste mit Misstrauen und Ausgrenzung rechnen.

Doch gelang es uns auf die Dauer nicht, die weisse Maske zu wahren. Ich habe nie herausfinden können, wer oder was uns verraten hatte. Jedenfalls reisten wir 1960 ins Exil, in die Schweiz. Ich vermute, dass es meinen Eltern leichter fiel auszuwandern, als innerhalb des herrschenden Systems Farbe zu bekennen und einen andern, weniger privilegierten Status (farbig statt weiss) hinzunehmen. Sicher ist, dass die erste Zeit demütigend gewesen wäre,

wie ein Abschied von den Weissen und eine Hinwendung zu den Mischlingen, Indern, und andern Völkern, die braun aussahen. Weisse Familien lebten damals in meiner Geburtsstadt Bulawayo in den weissen Einfamilienhausquartieren und hatten schwarzes Personal für die Kinder- und Hausarbeit. Weisse Kinder besuchten die Schule mit andern weissen Kindern im weissen Quartier. Wie hätte es sich angefühlt, das einzige, das ich bisher von mir zu akzeptieren gelernt hatte – den weissen Teil nämlich – verlassen zu müssen? Hätte ich mich im farbigen Quartier, in der Schule für «coloureds» zu Beginn nicht noch ausschliesslicher im Exil gefühlt als in einem fremden Land mit einer unbekannten Sprache? Ich weiss es nicht, ich weiss nur, dass wir – ich und die meisten meiner gemischt-rassigen Mitschwestern und -brüder in jener Zeit – uns im Innersten fremder als fremd waren und auch so fühlten.

Tatsache ist, dass die schwarze Gemeinschaft weniger anfällig war für Spaltungen und Identitätsverlust. Besser verwurzelt als die Mischlinge, wussten die meisten, woher sie kamen, was ihnen genommen wurde und wofür sie bereit waren zu kämpfen, zu sterben oder sich anzupassen.

Wir, die Nicht-klar-Identifizierbaren, hatten früh gelernt, dass die Frage nach unserem dunkeln, vielleicht gar schwarzen Teil, nicht gestellt werden durfte. Und sie durfte nicht gestellt werden, weil die Unterdrücker uns als schweigende, angepasste Masse brauchten; als eine angepasste Masse, die das Weisse in sich idealisierte und das «andere» abspaltete oder sich dafür schämte und schuldig fühlte. Nicht weisse Menschen, also alle Andersfarbigen und insbesondere die Schwarzen, erfuhren in den afrikanischen Kolonien eine Entwertung und Entmächtigung ihrer Kultur (Sprache, Rechte, Traditionen, Rituale), Landsenteignung und eine eingeschränkte Bewegungsfreiheit. So wurden Menschen gezielt von ihren Wurzeln abgeschnitten und viele Betroffene reagierten



Foto: Sibylle Schiröff

Wer früh an Fremdbestimmung gebunden wird, verliert nicht das Wissen um Recht und Unrecht.

mit Scham, Schuld, Tabuisierung und Verachtung gegenüber ihrem eigenen nicht anerkannten Anteil. Das kommt einer Verinnerlichung der Kolonie auf Kosten einer eigenen Identität gleich.

Besonders deutlich konnte ich die Folgen dieser kolonialistischen Traumatisierung in der eigenen gemischt-rassischen Grossfamilie mit erleben. Seit Generationen gab es in unserer Sippe einzelne, die das Glück oder das Pech hatten, gegen aussen hellhäutig genug zu erscheinen, um als Weisse durchzugehen. Einige brachen den Kontakt zum dunkleren Teil ihrer Herkunftsfamilie ab, um ihren weissen Status zu sichern.

So ist es weiter nicht erstaunlich, dass viele von uns im Glauben aufwuchsen, eher überleben zu können, wenn wir möglichst unsichtbar und unhörbar (nicht) existierten, als dass wir auch nur daran dachten, für die eigenen Rechte einzustehen, Widerstand zu leisten. Während der kolonialistischen Unterdrückung hatten wir Angst zu erfahren, wer wir wirklich sind. Heute sprechen die Betroffenen in den unabhängig regierten Ländern über ihre Entwurzelung und fragen nach ihrem Ursprung und ihrer Identität.

Wo über eine nicht definierbare Abstammung einst Schamgefühle herrschten, wächst heute in den ehemaligen Kolonien ein neues Selbstbewusstsein heran: Stimmen der ehemals kaum zu Wort-Kommenden werden laut, die sich über die Tabuisierung ihrer Herkunft beschweren. Sie besuchen die Ältesten der Familie und stellen endlich ihre Fragen, um sich zu befreien.

Wir müssen lernen unsere Fragen sehr genau zu stellen: Worüber schämen wir uns wirklich, wenn wir über unsere Geschichte nachdenken? Haben wir durch die verinnerlichte Verachtung des «andern» nicht vor allem Selbstverachtung gelernt? Und ist es nicht äus-

serst heilsam, wenn wir im Alltag Achtung und Respekt üben? Die Verinnerlichung rassistischer Normen bindet enorm viele Energien, ob wir sie gegen uns selbst richten oder gegen andere. Die Verinnerlichung rassistischer Normen verursacht Unheil im Innern und im Äussern. Sie gebietet Anpassung wo Widerstand zum Überleben notwendig wäre.

Wie lernen wir den alten Anpassungzwang zu überwinden, wenn er uns wieder einmal überraschend überfällt? Darüber habe ich mir im vergangenen halben Jahr viele Gedanken gemacht. Ich weiss, dass wir fast alle einen unversehrten Kern in uns herumtragen, die Frage ist nur, wie wir ihn wiederfinden, wenn er verloren scheint. Wer zu früh an Fremdbestimmung gebunden und der Selbstbestimmung entmachtet wird, verliert nicht so schnell das Wissen um Recht und Unrecht, wohl aber das Vermögen, sich zu wehren, wenn ehemals lebensbedrohliche Situationen sich atmosphärisch wiederholen. Das heisst jeder Hauch von Rassismus, Sexismus oder «bloss» kolonialistisches Verhalten registriere ich innert Sekunden, bin hellwach und vorgewarnt. Überwiegt in solchen Momenten meine kolonialistische Sozialisation kann es offensichtlich geschehen, dass ich in inneren Aufruhr gerate und verstumme. Diesem Geschehen vorzubeugen, hiesse also dem Verstummen etwas entgegenzusetzen, und zwar sofort: Ein Wort. Eine Gebärde. Ein Gefühl. Ein Ausdruck.

Erinntern wir uns an den Stolz, die Liebe, den Mut, die Lust, die Freude, den Widerstand unserer leibhaften, wenn auch verbotenen Vorbilder. Ich bin überzeugt, in der einen oder andern taucht sofort das Bild der dunklen Grossmutter auf, oder einer andern verwandten Seele, die schon immer ihren Weg gegangen ist. Ich erinnere mich an eine solche Grossmutter. Sie hat mir im Geheimen einheimisches Sadza (Maisbrei) gekocht und mir gezeigt, wie mit den Fingern damit Bällchen gedreht, sie in die Sauce getaucht und gegessen

werden. Wir haben in stillem Einverständnis und Genuss die Finger abgeleckt, dabei hat sie mir zugezwinkert, und der Schalk war in ihren Augen zu lesen.

Ich bin überzeugt, dass unsere Heilung viel mit der Kraft der Erinnerung und der Fantasie zu tun hat. Und weil ich nicht die einzige bin, die so aufgewachsen ist, schlage ich vor, dass wir Frauen uns austauschen*. Wir können einander in diesem Prozess unterstützen und unsere alte Angst vor Strafe, Verrat und Abhängigkeit überwinden (sie ist alt, diese Angst, und hatte einst einen Sinn, heute aber längst nicht mehr). Schliessen wir uns innerlich und äußerlich der weltweiten Bewegung von Frauen indigener und schwarzer Herkunft an, die durch kreative Ausdruck, Austausch und Rückbesinnung ihren Widerstand, ihre Stimme, ihre Selbstbestimmung wieder erlangen!

Literatur

Audrey Huntley, *Widerstand schreiben! Entkolonialisierungsprozesse im Schreiben indigener kanadischer Frauen*. Unrast Verlag 1996.

In diesem Buch kommen den Mechanismen von verinnerlichtem Rassismus und kollektiven Heilungsprozessen eine grosse Bedeutung zu.

Die Erkenntnisse, die im Buch zusammengefasst sind, lassen sich mühelos auf die Erfahrungen und Überlebenskämpfe von Ureinwohnerinnen und ihren Nachkommen verschiedenster Länder übertragen, denen kolonialistische Ausbeutung gemeinsam ist.

*Frauen, die in irgendeiner Form einen Austausch zum Thema suchen, setzen sich am besten mit Rita Volkart in Kontakt: Inselstrasse 14, 8610 Uster, Telefon: 01 941 69 45.

Rita Volkart ist Sozialarbeiterin. Sie hat ihre erste Heimat Zimbabwe 1988 und 1997 besucht.